

Kirche im Kirchenkreis Bielefeld gestalten – wie die Zukunft gelingen kann

Vortrag vor der Kirchenkreissynode Bielefeld

am 30.4.2021 – digital

Sehr geehrte Damen und Herren,

Veränderungen stehen auf der Tagesordnung, in der Kirche insgesamt und auch in Ihrem Kirchenkreis. Sie sind mitten in einem Prozess, der eine attraktive, lebendige und zukunftsfähige Kirche gestalten möchte – wie im Moment überall nicht ganz freiwillig, weil Zahlen und Prognosen signalisieren, dass ein „weiter so“ kaum möglich ist, aber mit dem Blick nach vorne und dem Willen, dass etwas Gutes dabei herauskommt.

Als Praktische Theologin bin ich heute eingeladen worden, Sie bei diesen Überlegungen zu unterstützen. Ich möchte dies in zwei Schritten tun: Zum einen möchte ich den kirchlichen Wandel theologisch deuten – denn Veränderungen in der Kirche sind nicht nur Folgen von nüchternen Zahlen, sondern haben eine geistliche Dimension. In einem zweiten Teil entwickle ich dann einige „Wegmarken“ als mögliche Orientierungen für ihren Prozess. An Ihnen ist es dann zu prüfen, ob sie geeignet sind, Ihren Weg im Kirchenkreis Bielefeld zu markieren.

1. Veränderung der Kirche als theologische Aufgabe

1.1 Warum der Wandel zur Kirche gehört

Wie kann die Botschaft von der unermesslichen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, die sich in dem Wirken und in der Auferstehung Jesus von Nazareth gezeigt hatte, lebendig gehalten und an möglichst viele Menschen weitergegeben werden? Dies war die Frage der Anhänger*innen Jesu nach dessen Himmelfahrt und der Erfahrung des Geistes. Wer Jesus persönlich erlebt hatte oder ihn – wie der Apostel Paulus – in einer Offenbarung erfahren hatte, gab die Erkenntnis, dass Gott alle Menschen in seine Liebe einlädt, weiter. Relativ rasch zeigte sich dabei, dass es gut ist, wenn diese „Kommunikation des Evangeliums“ wie wir es heute nennen, unterstützt wird von einem größeren Ganzen. So entwickelten sich Organisationsformen und Strukturen, die wir „Kirche“ nennen. Die ersten Versuche dazu in den neutestamentlichen Büchern sind auffallend vielfältig: Die Darstellung einer Lebens- und Gütergemeinschaft in der Apostelgeschichte steht neben Hausgemeinden in Folge der paulinischen Mission und der Idee der universalen Kirche im Epheserbrief.

Alle Formen werden jedoch von ihrer Aufgabe geeint: Kirche unterstützt die Kommunikation des Evangeliums, die Botschaft von der Liebe Gottes für alle Welt. Ohne die Kirche wäre es sehr viel mühsamer und in der Wirkung ganz sicher nicht so weitreichend, das Evangelium zu kommunizieren. Denn die Kirche unterhält Gebäude, in denen sich Menschen zur Kommunikation des Evangeliums versammeln, sie bezahlt Menschen dafür, dass sie hauptberuflich dafür zur Verfügung stehen, sie bietet Sozialformen an etc.

Diese Strukturen, Sozialformen, Ämter, Gebäude und Kommunikationswege *dienen* also dem Evangelium. Sie *sind* jedoch nicht das Evangelium, denn sie gehören zu den weltlichen Dingen. Theologisch ist es wichtig, Gotteswerk und Menschenwerk hier sauber zu unterscheiden: Der göttliche Schatz des Evangeliums wird in „irdenen Gefäßen“ kommuniziert, wie Paulus es im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth (4,7) ausdrückt. Die Gestalt der Kirche ist immer eine Folge menschlicher Versuche, nach bestem Wissen und Gewissen die Kommunikation des Evangeliums bestmöglich zu unterstützen. Darin ist sie ebenso irrtumsanfällig und manchmal auch machtanfällig, wie Menschen es sind. Ihr Kriterium ist die Frage, ob sie den Prozess, dass Menschen in Kontakt mit dem Evangelium sind oder allererst in Kontakt mit dem Evangelium kommen, voraussichtlich bestmöglich unterstützen. Dies aber ist für jede Zeit und Kultur unterschiedlich. Man stelle sich einmal vor, wir hätten noch die aus heutiger Perspektive sehr autoritären Formen des Mittelalters oder dies sehr bürokratischen der Staatskirche des 18. und 19. Jh. – die Chance, dass wir in ihnen besonders gut das Evangelium erfahren dürften, wäre doch sehr gering.

Daher ist „Ecclesia semper reformanda“ – die Kirche muss beständig reformiert werden – ein zentraler Grundsatz der evangelischen Kirche. Deswegen ist es auch konsequent, dass wir auch in den Bekenntnisschriften keine Aussagen darüber finden, in welchen Formen Kirche zu leben hätte. In der Confessio Augustana heißt es im 7. Kapitel, dass Wort und Sakrament „genug sind“ (lateinisch: „satis est“), um rechte Kirche zu sein. In welchen Formen dies erfolgen soll, dazu wird nichts gesagt. Die Barmer Theologische Erklärung der Bekennenden Kirche von 1934 formuliert zudem als Auftrag der Kirche, die Botschaft von der Gnade Gottes „allem Volk“ auszurichten: Die Kirche muss so beschaffen sein, dass sie für möglichst viele Menschen den Kontakt mit dem Evangelium unterstützt und darf sich nicht auf bestimmte Menschen und Gruppen beschränken, weder bewusst noch ungewollt-faktisch durch die Art der Strukturen.

Dass wir heute den Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ für diesen Prozess verwenden, unterstreicht zwei Aspekte, die für die Frage der Kirche der Zukunft besonders wichtig sind. Anders als etwa der Begriff „Verkündigung“ sind zum einen mit „Kommunikation“ alle im Blick, die an einem Kommunikationsvorgang beteiligt sind. Zum anderen tritt das Ergebnis der Kommunikation stärker in den Vordergrund als die gute Absicht. Martin Luther hat formuliert: „Denn auch wenn sich Christus tausendmal für uns gegeben hätte und gekreuzigt worden wäre, es wäre doch alles umsonst, wenn nicht das Wort Gottes käme, es austeilen und mir schenken würde und spräche: das soll dein sein, nimm hin und habe es als deines“ (in der Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ von 1525, Weimarer Ausgabe 18; 202,37-203,2). Das meint: Das Evangelium ist erst dann an seinem Ziel, wenn es bei den Menschen und in ihrem Leben angekommen ist. Damit gibt es keinen Gegensatz zwischen „Auftragsorientierung“ und „Adressat*innenorientierung“, wie es früher manchmal unterschieden wurde: Der Auftrag besteht gerade darin, dass die Adressat*innen vom Evangelium berührt werden.

Weiter macht das Wort „Kommunikation“ bewusst, dass das Evangelium nicht auf das Wort beschränkt ist. Kommuniziert wird mit Worten, mit Taten, mit Gesten, mit Symbolen oder mit Ritualen. Kommuniziert wird bewusst und unbewusst, absichtlich und nebenbei. „Kommunikation des Evangeliums“ ist also gerade nicht auf die gottesdienstliche Predigt zu beschränken, wie es manchmal missverstanden wird. Das Evangelium wird ebenso in der Zuwendung und der selbstlosen Hilfe in der Seelsorge und der Diakonie kommuniziert, in einem Jugendevent, einer Meditation oder im Morgenkreis der evangelischen Kita, in dem

Erleben der Stille einer Citykirche, auf der Reise des Frauenwerkes, in dem gegenseitigen Verstehen Verschiedener im interreligiösen Dialog, in Gemeinschaftserfahrungen im Senior*innenkreis, auf der Familienfreizeit oder auf einer Akademietagung, in der Flughafenseelsorge oder bei einem Kirchenasyl, beim Gottesdienst anlässlich einer Katastrophenerfahrung oder zum Schulanfang etc. In allen diesen Formen können Menschen etwas von der bedingungslosen Liebe Gottes und damit dem Evangelium erleben. Ob und wie dies geschieht, entzieht sich dabei unserer Machbarkeit – letztlich verstehen wir es als Wirken des Geistes. Der Geist weht zwar, wo er will, aber er lässt sich, salopp gesagt, gerne einladen: In Formen, die für die jeweiligen Menschen, um die es geht, ansprechend und einladend sind und in denen das Evangelium so kommuniziert wird, dass es in Resonanz tritt mit ihren Lebenserfahrungen, Fragen, Sehnsüchten und Hoffnungen, wird es deutlich wahrscheinlicher, dass Menschen von der Liebe Gottes berührt werden.

Da sich aber Menschen und ihre Lebenserfahrungen und -formen beständig verändern, müssen sich auch die Formen der Kirche beständig verändern. Dass Formen, die vor 2000, 200 und vielleicht auch noch vor 20 Jahren sinnvoll waren, heute ebenso sinnvoll sind, ist eher unwahrscheinlich. Dies spricht für den Wandel der Kirche als ihre permanente Aufgabe. Und gerade dies wird dem Charakter des „Menschenwerks“ der kirchlichen Strukturen im Kern gerecht – denn werden nicht beständig überprüft, reflektiert und potenziell verändert, wächst die Gefahr, dass sie selbst in die Nähe des göttlichen Evangeliums rücken und man sich in der Gestaltung der Kirche an Strukturen orientiert statt an deren Funktion für das Evangelium.

Insofern ist eine Veränderung der Formen und Strukturen der Kirche zu jeder Zeit und immer aus theologischen Gründen erforderlich und eine zentrale Aufgabe für alle, die in der Kirche Verantwortung tragen, um immer neu möglichst gute Rahmenbedingungen für die Kommunikation des Evangeliums zu schaffen. Möglicherweise kann die Perspektive, an einer solchen Aufgabe mitwirken zu dürfen, noch einmal anders Motivation und Lust zu diesen Prozessen vermitteln als die Einsicht, dass äußere Gründe der Kirche Veränderungen aufzwingen.

1.2 Warum heute die Herausforderungen besonders groß ist

Gilt der Reformbedarf der Kirche also grundsätzlich und zu allen Zeiten, stehen die großen Kirchen im deutschsprachigen Raum – und übrigens auch darüber hinaus in Europa und auch in großen Teilen anderer Kontinente – heute vor besonderen Herausforderungen, die die immer erforderlichen Reformen gleichzeitig dringender und schwieriger machen als in anderen Generationen. Drei davon möchte ich nennen:

Der lange Schatten des „christlichen Mittelalters“

Wir kommen aus einer Tradition, in der das Christentum über lange Jahrhunderte die gesellschaftsprägende Religion in Europa war. Die Institution Kirche konnte über das Leben von Menschen und erst recht über ihre Religion und über ihre Teilnahme an den kirchlichen Handlungen bestimmen – wer sich dem widersetzte, riskierte Leib und Leben, und der Verlust des ewigen Heils wurde angedroht. Das möchte heute ganz sicher niemand mehr. Aber dennoch ist es nicht leicht für die Kirche zu akzeptieren, dass sie eine Stimme in der gesellschaftlichen und religiösen Pluralität der Gegenwart und eine mögliche Wahloption für

die Menschen geworden ist – für die es gute Gründe geben muss. Wenn heute immer noch von „Bedeutungsverlust“, „Traditionsabbruch“ und „Niedergang“ gesprochen wird, dann scheint mir der lange Schatten des christlichen Mittelalters immer noch ein wenig präsent. Damit wird es umso wichtiger, sich an lebendigen und attraktiven Bildern von einer Kirche zu orientieren, die eine unterstützende Partnerin für das Leben und die Religion von Menschen ist und die christliche Botschaft klar profiliert in der Öffentlichkeit als eine Stimme neben anderen vertritt.

Die veränderte Bedeutung von Religion in der „Spätmoderne“

Damit zusammenhängend bildet die Veränderungen von „Religion“ in den vergangenen Jahrzehnten eine Herausforderung, auf die sich die Kirche erst allmählich einstellt. Nach der Machtposition im Mittelalter wurde die Entfremdung von Kirche und Christentum in der Neuzeit als „Säkularisierung“ gedeutet, die für die Moderne typisch ist und gegen die die Kirche wenig tun kann. Seit einiger Zeit ist jedoch deutlich, dass Menschen eher mehr als weniger religiös orientiert sind. Ebenso wird deutlich, dass manche kirchlichen Angebote stärker wahrgenommen werden als noch vor einigen Jahrzehnten. So sinkt beispielsweise die Teilnahme am agendarischen Sonntagsvormittagsgottesdienst beständig, steigt jedoch bei Gottesdiensten zu bestimmten Anlässen – ob Weihnachten, Schulanfang, nach aufwühlenden Ereignissen oder bei Open-Air-Gottesdiensten). Religion wird also offensichtlich nicht weniger, sondern verändert ihre Formen. Sie wird nicht auf der Grundlage kirchlicher Vorgaben gelebt, sondern weil und insofern sie Menschen überzeugt und sich in ihrem Alltag als hilfreich erweist.

Die bisherigen Organisationsformen von Kirche setzen hingegen implizit häufig noch auf eine religiöse Sozialisation in der Familie, auf fraglose Zugehörigkeit und auf Kontinuität. Heute muss die Kirche jedoch nicht nur inhaltlich, sondern auch in ihren Sozialformen erkennen lassen, was ihre Botschaft und der Kontakt zu ihr im Leben von Menschen positiv verändern, beispielsweise im Zusammenleben von Menschen, in der Kindererziehung, im Umgang mit Menschen anderer Kulturen, in der Bewahrung der Schöpfung etc. Sie hat dann besondere Chancen, wenn Menschen Anknüpfungspunkte finden, in denen sie in ihrer jeweiligen Lebenssituation mit ihren Fragen und Themen den Kontakt mit dem Evangelium als hilfreich und erfüllend erleben.

Die bisherigen kirchlichen Sozialformen

Die bisherigen Formen der Kirche sind auf diese Herausforderungen nur wenig eingerichtet, weil sie aus anderen Epochen stammen. Wir haben in Deutschland ja eine eigentümliche Situation: Einerseits gibt es eine Vielzahl von kirchlichen Sozialformen von der Krankenhaus- oder Gefängnisseelsorge über Jugendkirchen, Frauenwerke, Citykirchen bis zu diakonischen Werken, nicht zu vergessen die digitalen Formen von Kirche. Dennoch ist eine Sozialform rechtlich, organisatorisch und finanziell dominant: die Ortsgemeinde bzw. (mit einem altertümlichen Wort) die Parochie. Diese vereinigt in sich zwei Ideen, deren Kombination heute eine besondere Herausforderung bildet. Zum einen folgt sie dem Prinzip der „Flächendeckung“, also dass das gesamte Land in Gemeinden aufgeteilt ist und jedes Wohngebäude in Deutschland einer Gemeinde zugewiesen wird. Zum anderen hat sie den Anspruch, dass sie persönlichen Kontakt sowie räumliche Nähe vermitteln soll. Diese beiden

Elemente gehören ursprünglich nicht zusammen und müssten theoretisch auch nicht in dieser Weise kombiniert werden. Dass sich ihre Verbindung historisch so ergeben hat, macht sie zu einer finanziell und personell besonders aufwendigen Form christlicher Sozialität. Denn das „parochiale Prinzip“ erfordert sehr viele Gemeinden mit Gebäuden und Hauptamtlichen mit hohem finanziellen Aufwand. Reduziert man ihre Zahl, wird entweder die räumliche Nähe und der persönliche Kontakt oder das Prinzip der Flächendeckung gefährdet.

In den letzten Jahrzehnten ist versucht worden und teilweise auch durchaus erfolgreich, mit Regionalisierungen und Fusionen die Form Ortsgemeinde in einem größeren Rahmen zu denken und Synergieeffekte zu nutzen. Dies war ein wichtiger Prozess, weil er zunächst das Vorhandene vorsichtig weiterentwickelt, seine Möglichkeiten ausgelotet und den Blick über den eigenen Kirchturm hinaus geweitet hat. Gegenwärtig ist jedoch deutlich, dass dieses Vorgehen Grenzen hat, die in vielen Regionen längst erreicht sind. Am deutlichsten ist es in Ostdeutschland: Bei Pfarrstellen mit einer Zuständigkeit für 12 Gemeinden und 19 Predigtstellen, von denen nach wie vor erwartet wird, dass die Kommunikation des Evangeliums überwiegend bei Ihnen liegt, ist die Idee der Ortsgemeinde längst konterkariert – und es sind kaum gute Rahmenbedingungen dafür, dass viele unterschiedliche Menschen das Evangelium lebendig und lebensnah erleben.

Wenn die Prognose nun auch für die westdeutschen Landeskirchen ist, dass sich in sehr absehbarer Zeit die finanziellen Mittel und die Hauptamtlichen halbieren werden, dann scheint mir deutlich, dass das bisherige Prinzip der Weiterentwicklung vorhandener Strukturen nicht mehr weiterführt. Die Gefahr scheint mir groß, dass eher die Nachteile als die Vorteile des flächendeckenden Systems und der pastoralen Versorgung in den Vordergrund treten. Nicht zuletzt würde es die jetzt schon vorhandene Überlastung von Haupt- und Ehrenamtlichen steigern und zu einer Frustration des beständigen „Immer weniger“ führen. Eine solche Kirche hätte es schwer, das Evangelium ausstrahlungskräftig zu kommunizieren.

Insofern scheint es Zeit dafür, neu zu denken, welche Formen von Kirche mit weniger Geld und weniger Hauptamtlichen den Schatz des Evangeliums heute lebendig und attraktiv kommunizieren können. Die Quadratur des Kreises scheint mir diese Aufgabe nur dann zu sein, wenn man vom Bisherigen aus denkt. Die Aufgabe Ihres Reformprozesses im Kirchenkreis Bielefeld kann es dem gegenüber gerade sein, sich an neuen und attraktiven Bildern von Kirche zu orientieren – und diese in Beziehung dazu zu setzen, wie die vorhandenen Ressourcen dafür bestmöglich eingesetzt werden. Das bedeutet auch Abschied vom Vertrauten – und der ist nie leicht, zumal nach der Logik der kirchlichen Entscheidungsgremien viele Menschen in sie delegiert und gewählt wurden, die eine große Nähe zu den bisherigen Strukturen haben. Die Entscheidungen über die Zukunft der Kirche, die Sie zu treffen haben, verlangen Ihnen also einiges ab.

Vielleicht kann dabei die biblische Perspektive dabei helfen, dass der Gott, von dem die Bibel erzählt, ein Gott der Veränderung ist. In der Hebräischen Bibel, dem Ersten Testament, begleitet Gott Menschen auf sehr unterschiedlichen Lebenswegen und in sehr unterschiedlichen Lebensverhältnissen – und gerade auch dann, wenn sich diese vollständig verändern (wenn beispielsweise Abram und Sarai ihre Heimat verlassen [1. Mose 12], Israel Ägypten verlässt [2. Mose 12] oder Naomi und Ruth in Bethlehem eine neue Heimat finden [Ruth 1-4]). In der Griechischen Bibel ruft Jesus von Nazareth Menschen dazu auf, ihre vertrauten Lebensverhältnisse zu verlassen und mit ihm ein anderes Leben zu führen. Gott

zeigt sich darin als ein Gott, der zu Veränderungen auffordert und diese bewirkt, aber auch auf dem Weg dahin unterstützt und begleitet. Insofern ist Gott uns auch immer schon voraus in dem, was wir noch nicht kennen.

Gesucht werden also Formen von Kirche, die voraussichtlich dem Auftrag, den Kontakt mit dem Evangelium für möglichst viele und unterschiedliche Menschen zu unterstützen, in der Gegenwart besonders gut gerecht werden. Dafür gibt es nicht den Königsweg oder das eine große Modell, das fraglos alle Probleme löst und die Kirche in eine goldene Zukunft führt – angesichts der Komplexität der Herausforderungen einerseits und der unterschiedlichen Erwartungen, wie Kirche sein soll, wäre dies auch erstaunlich. Wohl aber gibt es einige Wegmarken, wie ich es nennen möchte, die Ihnen möglicherweise als Orientierung in Ihrem Prozess dienen können. Solche möchte ich Ihnen jetzt im zweiten Teil meines Vortrags vorstellen.

2. Wegmarken der künftigen Gestalt von Kirche

2.1 Orientierung am Auftrag der Kirche

Die erste Wegmarke ergibt sich direkt aus dem ersten Teil und hat möglicherweise gleich die weitreichendsten Konsequenzen: Das bislang übliche Vorgehen, die bisherigen Organisations- und Sozialformen als gegeben hinzunehmen und sie behutsam weiterzuentwickeln, erscheint in der Perspektive der Kommunikation des Evangeliums theologisch fraglich und in der Perspektive der künftig zur Verfügung stehenden Ressourcen kaum sinnvoll. Dabei kann hilfreich sein wahrzunehmen, dass sich die heutigen Strukturen historisch in bestimmten Kontexten entwickelt haben und zu ihrer Zeit ebenfalls „Reformprojekte“ waren, die auf bestimmte Herausforderung ihrer Zeit geantwortet haben.

So wurde die Idee, „Gemeinde“ als Bezirk zu definieren, im Mittelalter entwickelt als Antwort auf die neue Situation, dass das Christentum relativ rasch von einer jüdischen Gruppierung zur „Reichskirche“ geworden war. Mit dem sog. „Territorialprinzip“ machte die Kirche ihren Anspruch deutlich, die gesamte Bevölkerung kirchlich zu organisieren. Konsequenterweise wurde es umgesetzt, als die Abgabe des „Zehnten“ an die Kirche eingeführt wurde und eine Kontrollmöglichkeit gesucht wurde, um zu überprüfen, ob die Menschen ihrer Sonntagspflicht nachkamen, zur Beichte und zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen. Bis zum 19. Jh. war die Gemeinde damit schlicht ein kirchlicher Verwaltungsbezirk.

Dass die Gemeinde dann auch ein Ort christlicher Gemeinschaft wurde, war eine Antwort auf die Herausforderungen der industriellen Revolution Ende des 19. Jh. Als Menschen damals in Massen in die großen Städte strömten, wurden die Gemeinden riesig und die meisten fanden keinen Anschluss an sie. Um dem entgegenzuwirken, wurde die Gemeinde als „Hort christlicher Liebe“ neu gestaltet. Möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Beteiligung am kirchlichen Leben integriert werden, um ihnen moralischen Halt, diakonische Unterstützung und vor allem eine christliche Sozialisation zu vermitteln. Aus dieser Zeit stammt die Idee, dass Menschen ihre Freizeit in der Gemeinde verbringen, die in Gestalt von Gruppen und geselligen Abenden für sie organisiert wird (damals wurde übrigens auch das Gemeindehaus in Nachbildung der Vereinshäuser erfunden). Damit veränderte sich auch die kirchlichen Vorstellungen von der rechten Weise, Christ*in zu sein: Die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten wurde jetzt zu ihrem Maßstab. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde,

entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft. Ebenso veränderte sich der Pfarrberuf: Er übernahm jetzt kommunikative, soziale und viele organisatorische Aufgaben. Der persönliche Kontakt zum Pfarrer wurde wichtig und Kirchenbindung wurde jetzt auch eine Frage der Bindung an die Pfarrperson.

Dieser kurze Ausflug in die Geschichte zeigt, dass die kirchlichen Sozialformen Kinder ihrer Zeit sind. Sie antworteten sinnvoll auf Fragen ihrer Zeit und haben damals Kommunikation des Evangeliums vermutlich sehr gut unterstützt. Für heute erscheint es eine wichtige Wegmarke, diese historische Bedingtheit der Strukturen in den Blick zu nehmen und zu fragen, ob sie heute geeignet sind, die Kommunikation des Evangeliums bestmöglich zu fördern. Dabei haben wir mittlerweile empirischen Studien, die dies unterstützen können. Für die typischen gruppenorientierten klassischen Formen der Ortsgemeinde wissen wir beispielsweise relativ genau, dass sie ca. 10% der evangelischen Kirchenmitglieder erreichen, dass sie bestimmte Bevölkerungsgruppen und vor allem die älteren deutlich besser als andere erreichen.

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Sie würden in Ihren Überlegungen weniger von dem ausgehen, was Sie im Moment haben, sondern Kirche neu zu denken und sich das Gedankenspiel zu erlauben: Wie würden Sie Kirche gestalten, wenn es keine gewachsenen Strukturen gäbe? Welche Kirche scheint geeignet, heute möglichst vielen Menschen einen Kontakt mit dem Evangelium zu eröffnen? Dabei würden Sie eine Haltung entwickeln, die umsichtig und wertschätzend dem Bisherigen gegenüber ist, es aber nicht zum Maßstab der Dinge nimmt und mutig und mit Gottvertrauen Kirche neu zu denken wagt.

2.2 Kontaktflächen zum Evangelium vielfältig gestalten

Wenn die Kirche sich an ihrer Aufgabe, das Evangelium mit „aller Welt“ zu kommunizieren, orientiert, liegt es nahe, vielfältige Kommunikationsformen und Kontaktflächen zum Evangelium zu gestalten. Galt es schon immer, dass Menschen individuell und auf unterschiedliche Weise vom Evangelium erreicht werden, ist dies in der Gegenwart mit der Vervielfältigung von Lebenswegen und Lebensformen, Ausrichtungen und Religiositäten noch stärker ausgeprägt. Eine Konzentration auf wenige Formen, wie sie manchmal als „Profilschärfung“ vorgeschlagen wird (faktisch bedeutet dies meist den Versuch, die Ortsgemeinde mit dem Abbau anderer Formen zu stärken), würde faktisch die Chancen verringern, dass unterschiedliche Menschen auch neu in Kontakt mit dem Evangelium kommen. Wir wissen aus den Milieustudien empirisch recht genau, dass der Zugang zur Kirche und damit auch zum Evangelium keine reine Glaubensfrage ist, sondern durch den Lebensstil, das Alter, die Bildungsbiografie, den Familienstand etc. geprägt wird. Das aber entspricht nicht dem Evangelium von der vorbehaltlosen Liebe Gottes, die allen Menschen gleichermaßen, besonders aber denen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen, gilt. Man kann es keiner einzelnen Organisationsform vorwerfen, dass sie nicht alle gleichermaßen anspricht, denn dies erscheint in der ausdifferenzierten und pluralen Gesellschaft der Gegenwart schlicht nicht möglich. Würde sich aber die Kirche in einer Region insgesamt einseitig an den Zugängen weniger Bevölkerungsgruppen ausrichten, würde dies ihrer Aufgabe nicht gerecht. Diese Dimension gewinnt mit der abnehmenden selbstverständlichen religiösen Sozialisation in der Familie eine neue Dimension: Welche

einladenden Kontaktflächen gibt es für religiös suchende Menschen, ohne diese gleich in bestehende Strukturen „eingemeinden“ zu wollen?

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Bei Ihren Überlegungen zur Kirche der Zukunft in Ihrem Kirchenkreis würden Sie auf eine Vielfalt von kirchlichen Formen setzen statt auf eine „Normalform“. Sie hätten Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen und mit unterschiedlichen religiösen und lebensweltlichen Bedürfnissen im Blick und würden von ihnen aus fragen, welche Kommunikationsformen des Evangelium sie brauchen und überzeugen könnten. Ihr Blick würde sich besonders auch auf Menschen ohne bisherigen Kontakt zu Kirche und Christentum richten. Möglicherweise könnten Sie sich dafür von den „Erprobungsräumen“ der ev. Kirche in Mitteldeutschland inspirieren lassen, in denen die Landeskirche experimentelle Formen von Kirche und Gemeinde finanziell und durch Beratung und Begleitung fördert. Dabei würden Sie eine Haltung entwickeln, die sich als Kirche und auch dem Evangelium zutraut, relevant und lebensdienlich für verschiedene Menschen in der Spätmoderne auch in einem Erstkontakt zu sein.

2.3 Sich arbeitsteilig als Kirche Jesu Christ begreifen

Begreift man das kirchliche Handeln in der Perspektive der Kommunikation des Evangeliums, wird rasch deutlich: Es bleibt immer fragmentarisch und exemplarisch, weil das Evangelium größer ist als alle menschlichen Möglichkeiten. Versuche, die möglichen Kommunikationsformen des Evangeliums möglichst vollständig abzudecken, führen nicht nur potenziell in den Burnout, sondern werden auch theologisch zum Problem. Eine bewusste Begrenzung des kirchlichen Handelns hat daher auch eine geistliche Dimension.

Die notwendigen Entscheidungen, wie die Ressourcen künftig klug eingesetzt werden können, erscheinen dann weniger in der Perspektive, was alles nicht mehr geht, sondern es wird in der Linie der immer fragmentarischen Kommunikation des Evangeliums begriffen. Möglicherweise macht es den Blick dafür frei, das eigene Handeln als Verweis auf das immer größere Wirken Gottes zu verstehen. Wen das eigene exemplarische Handeln nicht erreicht, kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen. Bewusst getroffene Entscheidungen über das „Lassen“ lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden und ihre Stärken und Fähigkeiten bewusster wahrnehmen in dem Bewusstsein, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Die Perspektive des gemeinsamen Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann möglicherweise helfen, weniger von dem eigenen Handeln her zu denken als von der gemeinsamen Sache. Jede Gemeinde ist gemeinsam mit allen anderen sowie mit den kirchlichen Einrichtungen gemeinsam Kirche Jesu Christi und leistet vor Ort einen bestimmten Beitrag zur Kommunikation des Evangeliums – und kann oder muss nicht alles machen und abdecken.

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Die faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen, was in einer Gemeinde getan und gelassen wird, werden bewusst und konzeptionell getroffen. Sie werden mit den anderen Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen im Kirchenkreis abgestimmt und dass

konzeptionell geklärt ist, welche Kommunikationsformen des Evangeliums künftig wo geschehen werden. Gemeinsam wird an einer wachsenden Kultur der gegenseitigen Wertschätzung anderer Wege, als sie in der eigenen Gemeinde gegangen werden, gearbeitet.

Für diesen Entscheidungsprozess wird Zeit reserviert, denn die zu treffenden Entscheidungen sind im Kern theologische Entscheidungen. Sie reflektieren, was Kommunikation des Evangeliums konkret in der Spätmoderne im Kontext bedeutet und wie sich dies in den Ressourcen konkretisiert: Welchen Stellenwert soll Jugendarbeit haben? Welche diakonische Arbeit? Kirchenmusik, Spiritualität, interreligiöser Dialog, Arbeit mit Familien, mit Singles, Beratungsarbeit, Seniorinnenarbeit, Kitas.... Selbstverständlich bedeutet dies auch manchen Verlust – von Traditionen und auch von nahen Wegen für manche Menschen, mit dem aufmerksam umgegangen werden muss, ohne als leitend für die künftige Gestalt der Kirche zu gelten.

Dieses arbeitsteilige Verständnis gemeindlicher Arbeit würde sich mit einem bestimmten Stellenprofil für alle Hauptamtlichen einschließlich der Pfarrpersonen verbinden. Ausschreibung würden dann transparent machen, welche Arbeitsbereiche mit einer bestimmten Stelle verbunden sind und Hauptamtliche könnten sich gezielt auf solche bewerben, die ihren Talenten und Neigungen entsprechen.

2.4 Kirchliche Ämter von ihren Potenzialen her denken

Auch in Bezug auf die Berufsbilder und die Ämter der Kirche haben sich historisch bestimmte Verhältnisse entwickelt, die im Blick auf die Zukunft für die Kommunikation des Evangeliums überdacht werden sollten. So haben wir eine traditionelle Hierarchie, die das Pfarramt tendenziell über Gemeindepädagog*innen, Diakon*innen, Kirchenmusiker*innen und andere hauptamtlich in der Kirche Angestellte stellt. Gleichzeitig wird ihnen als „Generalist*innen“ eine Fülle von Tätigkeiten zugesprochen, die in vielen Fällen bereits in den jetzigen Verhältnissen eine Überlastung wahrscheinlich machen. Mit einer Reduktion der Pfarrstellen um 50% erscheint es kaum möglich, dieses von Allzuständigkeit geprägte Berufsbild aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig sind auch die Berufsbilder von Gemeindepädagog*innen und Diakon*innen oft nicht deutlich geklärt, was strukturell eine Konkurrenz zum Pfarrberuf nahelegt.

Die Orientierung an der Kommunikation des Evangeliums legt nahe, Abschied zu nehmen von dem Versuch, eine „pastorale Versorgung“ in möglichst großem Umfang aufrechtzuerhalten. Stattdessen kann gefragt werden, welcher Beruf welche ihm besonders entsprechenden Möglichkeiten und Chancen für die allen gemeinsame Aufgabe der Kommunikation des Evangeliums hat.

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Ein intensives Nachdenken darüber, welche Berufe künftig welche Aufgaben übernehmen sollen, wäre ein Bestandteil ihres Zukunftsprozesses. In diesem Rahmen könnte beispielsweise gefragt werden, ob die Verwaltungsaufgaben, die sich im Zuge seiner generalistischen Orientierung an das Pfarramt angelagert haben, nicht sinnvoller von „Gemeindemanager*innen“ übernommen werden, wie es gegenwärtig in einigen Kirchenkreisen beispielsweise in der Hannoverschen Landeskirche erprobt wird. Für die

Begleitung und Unterstützung von Ehrenamtlichen könnten möglicherweise Gemeindepädagog*innen und Diakon*innen passgenauer ausgebildet sein als Pfarrer*innen. Wie auch immer die Entscheidungen konkret ausfallen – zukunftsfähig werden sie dann, wenn sie nicht von gegenseitiger Abgrenzung, Sicherung des Bestehenden und Konkurrenz geprägt ist, sondern von der Idee der gemeinsamen Kommunikation des Evangeliums. Ein sinnvoller Schritt dazu könnte die Etablierung von multiprofessionellen Teams sein, die gegenwärtig ebenfalls in einigen Landeskirchen etabliert werden.

2.5 Attraktive Strukturen für das „neue Ehrenamt“ schaffen

Dass die Kirche der Zukunft in einem höheren Maße als bisher von Ehrenamtlichen (mit-)gestaltet werden wird, darin sind sich fast alle Zukunftsüberlegungen einig. Theologisch wird damit das Priestertum aller Gläubigen umgesetzt. Gleichzeitig stehen deutlich weniger Hauptamtliche zur Verfügung, was von Ehrenamtlichen „aufgefangen“ werden könnte. Allerdings hat in der Gesellschaft und auch bereits in der Kirche ein Wandel des Ehrenamtes begonnen, der oft mit dem Stichwort „neues Ehrenamt“ beschrieben wird. Immer mehr Menschen engagieren sich nicht deshalb, weil jemand für eine Tätigkeit gebraucht wird, sondern weil sie sinnvoll und erfüllt tätig werden möchten. Sie möchten dabei ihre persönlichen Fähigkeiten einsetzen bzw. auch entdecken und weiterentwickeln. Sie möchten über den Umfang und die Art der Tätigkeit selbst entscheiden und sie auch wieder beenden dürfen. Sie möchten darin wahrgenommen, wertgeschätzt sowie freundlich und kompetent begleitet werden. Dies kann, aber muss nicht in der Kirche sein – die Kirche steht darin in Konkurrenz zu Kultur, Sport, Musik, Elternbeiräten etc. Es könnte sich lohnen, Kirche künftig stärker als ein originäres Feld für eine attraktive ehrenamtliche Arbeit zu profilieren.

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Hauptamtliche würden weniger Aktivitäten in der Kirche selbst planen und durchführen, sondern stärker Ehrenamtliche darin unterstützen, dies zu tun. Ihre Aufgabe würde sich stärker in Richtung der Begleitung von Ehrenamtlichen verlagern und dies darin unterstützen, ihre persönlichen Charismen und ihr allgemeines Priestertum zu entfalten. Damit würden nicht Menschen für eine konkrete Tätigkeit gesucht – z.B. für die Gestaltung des Senior*innenkreises oder den Besuchsdienstkreis –, sondern mit ihnen gemeinsam überlegt, welches Tätigkeitsfeld zu ihnen passt. Dies hätte zur Folge, dass es weniger von den Hauptamtlichen und dem Kirchengemeinderat entschieden würde, welche Aktivitäten es gibt, sondern zu einem großen Teil von den Menschen und dem, was sie für relevant und des Engagements wert halten. Die Gremien und die Hauptamtlichen würden entscheiden, was sie für unverzichtbar halten, was dann von Hauptamtlichen getätigt wird – dies müsste jedoch einen wesentlich geringeren Umfang haben als bisher, damit wirklich Kapazitäten für die Begleitung von Ehrenamtlichen frei werden.

2.6 Sich in die Gesellschaft hineinbegeben

Geht man von der Kommunikation des Evangeliums als grundlegenden Auftrag der Kirche aus, fragt man weniger, wie man mehr Menschen für die Kirche gewinnen kann als wie die Kirche den Menschen dienen und da sein kann, wo sie gebraucht wird. Sie lädt dann weniger

zu Angeboten „in die Kirche“ ein, als dass sie sich für Menschen und mit Menschen in ihrem Lebenskontext engagiert.

Wenn Sie dieser Wegmarke folgen möchten, hätte dies zur Konsequenz:

Ihr Kirchenkreis würde sich an Modellen der „Gemeinwesenarbeit“ oder „Sozialraumorientierung“ der Kirche orientieren, wie sie gegenwärtig an manchen Orten erprobt wird. Die Grundidee ist, dass Wort und Tat eng zusammengehören und in beiden Dimensionen Evangelium kommuniziert wird – und dass die Kirche dann besonders glaubwürdig wird, wenn sie sich uneigennützig auf die Lebenswelten von Menschen einlässt. Die Gemeinde nimmt dann sorgfältig wahr, welche Themen und welche Nöte Menschen in ihrem Umfeld beschäftigen und unterstützt sie in ihrem Bemühen, Probleme zu lösen und an einem besseren Leben zu arbeiten. Dabei schließt sie sich mit anderen Einrichtungen und Institutionen zusammen. Dies kann sich beispielsweise als Stärkung der Strukturen ländlicher Räume konkretisieren, möglicherweise in einem Mittagstisch für Kinder oder in der Unterstützung der Umstellung auf ökologische Landwirtschaft, in der Unterstützung für geflüchtete Menschen oder in der Stärkung der Stadtteilkultur. Die Kirche begibt sich damit in die Gesellschaft und kommuniziert uneigennützig und unaufdringlich, aber glaubwürdig und überzeugt Evangelium in ihrem Engagement.

Soweit einige mögliche Wegmarken für Ihren Prozess mit einem Bild einer lebendigen und attraktiven Kirche, die mit vielen und unterschiedlichen Menschen warmherzig und einladend, tiefgründig und heiter, überzeugt und wahrnehmend Evangelium kommuniziert kann. Wenn Kirche sich an diesem Leitbild konsequent orientiert, dann kann sie im Grunde nur gute Entscheidungen treffen – in der berechtigten Hoffnung, in diesen vom Geist Gottes unterstützt zu werden.